

# JÜDISCHE ALLGEMEINE

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK, KULTUR, RELIGION UND JÜDISCHES LEBEN



## REDEN

Neuwahl, Schiedsgericht und Solidarität: Die Ratsversammlung des Zentralrats in Düsseldorf

Seite 2

## SIEGEN

Schritt für Schritt: Die argentinische Judoka Daniela Yael Krukower will olympisches Gold holen

Seite 11



BERLIN, DEN 23. NOVEMBER 2006 2. KISLEW 5767

CH 4,00 SFR | A 2,50 EURO | BENELUX 2,50 EURO | F 2,50 EURO

D 2,20 EURO

61. JAHRGANG NR. 47 A 1107

## ! EINSPRUCH !

Michael Wuliger möchte das Wort „Zuwanderer“ nicht mehr hören

Es gibt Begriffe, die in offiziellen Reden und in Zeitungsartikeln ständig auftauchen, die aber im normalen Sprachgebrauch kein Mensch verwendet. „Liquiditätsproblem“ für Pleite beispielsweise, „Niederschlag“ für Regen, Hagel oder Schnee; „soziale Verwerfungen“ für Slums, Armut und Kriminalität.

In diese Reihe gehört auch das Wort „Zuwanderer“. Zentralratsvertreter, Gemeindevorstände, Rabbiner und auch diese Zeitung bezeichnen damit die inzwischen übergroße Mehrheit unserer Gemeindeglieder, die aus der ehemaligen Sowjetunion stammen. An der Basis spricht man derweil meist simpel, wenn auch geographisch falsch, von „Russen“. Beides meint im Kern das gleiche: Es handelt sich um Fremde.

Die so reden, bezeichnen sich selbst gelegentlich als „Eingesessene“. Das ist zwar lexikalisch korrekt das Gegenteil von Zuwanderern. Im deutsch-jüdischen Kontext jedoch hat es etwas Absurdes an sich. Das Gros der sogenannten Eingesessenen stammt schließlich nicht von Moses Mendelssohn oder von Albert Einstein ab. Es sind selbst Zuwanderer und deren Abkömmlinge, Menschen, die nach 1945 meist aus Polen und Litauen stammend, hier hängenblieben und sich eine neue Existenz aufbauten. Deutsche Juden, „Jekkes“, waren eine kleine Minderheit in den Nachkriegsgemeinden. Dort wurde häufiger Jiddisch gesprochen als Deutsch. Hat man das schon verdrängt?

Aus der Sozialpsychologie wissen wir, daß gerade Einwanderer der ersten und zweiten Generation Menschen, die nach ihnen kommen, besonders unduldsam begegnen. Das erklärt die Sache, macht sie aber nicht besser. Denen, die ständig von „Eingesessenen“ und „Zuwanderern“ reden, sei, wenn es bis Pessach auch noch eine Weile hin ist, ein Blick in die Haggada empfohlen: „Bedenkt, daß auch ihr Sklaven wart im Land Ägypten“, heißt es dort. In den deutsch-jüdischen Kontext übersetzt: Wir sind alle Zuwanderer!

### INHALT

#### DRITTE SEITE . . . . . 3

##### Brandsätze

Angriff von Rechts: Das Dokumentationszentrum zur Zwangsarbeit in Berlin

#### ISRAEL . . . . . 4

##### Niere gesucht

Die Zahl der Organspender sinkt – viele Patienten gehen ins Ausland

#### WISSEN . . . . . 13

##### Beding fürsorglich

Manifest: Deutsche Wissenschaftler fordern eine neue Nahost-Politik

#### GEMEINDEN . . . . . 19

##### Jung und jüdisch

Wie ein Jugendtreffen in Heidelberg versucht, Denkanstöße zu geben

## Schabbat sei Dank

Bedeutet offene Läden rund um die Uhr mehr Freiheit? Plädoyer für einen ruhigen Tag in der Woche



Segen oder Fluch: Die einen begrüßen die Freigabe der Ladenschlußzeiten als Hilfe im Alltag, die anderen sehen in ihr den Sieg des Konsums über die Gesellschaft.

Foto: kulkafoto

VON RABBINERIN GESA EDERBERG

Eigentlich könnte ich es mir sehr einfach machen und sagen: Aus jüdischer Perspektive ist die ganze Diskussion ums Ladenschlußgesetz sowieso irrelevant. Noch hat keiner gefordert, die Läden in Deutschland rechtzeitig zu Sonnenuntergang am Freitag zu schließen und erst wieder zu öffnen, wenn am Samstag drei Sterne zu sehen sind. Und meine Kinder haben inzwischen verstanden, daß es auf dem Weg zur Synagoge eben kein Eis gibt, weil wir am Schabbat nicht einkaufen. Wer den Schabbat und den jüdischen Kalender beachtet, lebt sowieso antizyklisch – und das hat auch einen gewissen Reiz. Ich liebe es, an Jom Kippur durch die Straßen Jerusalems zur Synagoge zu gehen, und zu wissen, daß fast alle, die unterwegs sind, das gleiche Ziel haben. Ich liebe es aber genauso, auf dem Weg zur Synagoge in Berlin über den Ku'damm zu gehen, das Gewimmel zu sehen und davon unberührt Schabbat zu feiern. Und ehrlich gesagt, bin ich ganz froh, wenn mein Mann nach Schabbat-Ende noch einmal losflitzen kann, um das vergessene Geschenk für die Geburtstagsfeier am Sonntag zu kaufen. Unser sechsjähriger Sohn wäre zu Recht sauer auf seine Eltern und vielleicht auch auf den Schabbat, wenn wir das Vergessene nicht nachholen könnten! Natürlich ist es bequem und praktisch, gerade für Berufstätige, wenn man jederzeit den Einkauf erledigen kann.

Gerade beim alten Ladenschlußgesetz kann es schon sehr kompliziert werden zu Pessach, wenn der Sederabend auf einen Dienstag fällt: Mittwoch und Donnerstag ist Pessachfeiertag, Freitag womöglich Karfreitag, dann Schabbat, dann Sonntag,

dann Ostermontag und schließlich noch zwei Tage Chag zum Pessach-Ende: eine Woche voller einkaufsloser Tage!

„Sechs Tage sollst du arbeiten und deine ganze Arbeit getan haben. Und der siebte Tag ist Schabbat, er gehört dem Ewigen, deinem Gott. Du sollst überhaupt keine Arbeit tun, du, dein Sohn, deine Tochter, dein Diener oder deine Dienerin oder deine Tiere, oder der Ausländer, der in deiner Stadt wohnt.“ So heißt es in der Tora, und so singen wir an jedem Schabbat im Kiddusch.

Wenn ich nicht Schabbat halten würde, hätte ich nicht erst jetzt kurz vor Abgabeschluß an diesem Artikel geschrieben, sondern wahrscheinlich schon den ganzen Samstag darüber nachgedröhelt. Häufig würden mein Mann und ich einander bitten, am Samstagnachmittag doch alleine mit den Kindern auf den Spielplatz oder in den Zoo zu gehen, weil diese oder jene Arbeit noch nicht erledigt sei: Putzen, Aufräumen, E-Mails beantworten, Artikelschreiben und so weiter. Die Arbeit ist nie erledigt, der Schreibtisch nie wirklich leer geräumt. Der Druck, zu tun und zu machen, hört von selbst nie auf.

„We-assita kol melachtechta – du sollst deine ganze Arbeit getan haben“ bedeutet eben nicht, daß wir bis zum Umfallen schuften sollen, sondern, so erklärt Raschi, der Kommentator aus dem 11. Jahrhundert: „Wenn Schabbat kommt, soll es in deinen Augen sein, als ob deine ganze Arbeit erledigt wäre – damit du nicht über die Arbeit nachdröheln mußt.“ Dazu brauchen wir den Rahmen, den die Halacha uns gibt, also ein jüdisches Arbeitsschlußgesetz, wie man es sich detaillierter nicht vorstellen kann. Ohne diesen Rahmen würde ich es nicht schaffen, am Schabbat wirklich nichts

zu tun und statt dessen den Tag mit meinem Mann, meinen Kindern und Gott zu verbringen. Und auch wenn es im Text heißt „der Schabbat gehört Gott“, gebe ich zu, daß ich im normalen Alltag zwischen Beruf und Familie vor allem den positiven Effekt für die Familie spüre: Gemeinsam zu essen, Zeit füreinander zu haben, wenigstens einmal die Woche, ohne daß ich mir die Zeit freikämpfen muß, das gibt Kraft für eine normal-verrückte Woche.

Schabbat ist ein wunderbares Geschenk, und es ist schade, wenn Menschen ihn als Zwang erleben, als langweiligen Tag, an dem alles verboten ist. Wir leben im 21. Jahrhundert, und jeder ist für sich selbst verantwortlich, wie er oder sie es mit der Religion hält. Ich finde es unerträglich, wenn in Jerusalem unter „Schabbes, Schabbes“-Rufen Steine geworfen werden, und wenn Menschen vom Staat gezwungen werden, sich an religiöse Regeln zu halten, die ihnen nichts bedeuten.

Andererseits heißt es im Text eben nicht nur, daß „du“ den Schabbat halten sollst, du und deine Kinder, sondern da ist auch die Rede von „Ewed“ und „Schifcha“, von Sklave und Magd. Die persönlichen Abhängigkeiten der Menschen, die in der Antike die „servi“, die Sklaven, waren, gibt es heute zum Glück fast nicht mehr. Doch wie verhält es sich mit dem „Servicepersonal“, den Menschen im Niedriglohsektor, auf deren Kosten ich nach Schabbat-Ende noch bequem einkaufen gehen kann? Meine Konsumfreiheit beschränke ich freiwillig. Die halachische Bindung schenkt mir innere Freiheit. Doch wer schützt die Grenzen dieser, die auf den Verdienst angewiesen sind, und deren Familienleben durch Schicht- und Wochenendarbeit beschädigt wird?

## INTERVIEW

„Wir brauchen dringend Rabbiner“

Hanna Sperling über Finanzhilfen und Gemeindebedürfnisse

Frau Sperling, die jüdischen Gemeinden in Nordrhein-Westfalen erhalten ab nächstem Jahr 7,1 Millionen Euro vom Land, das sind zwei Millionen Euro mehr. Wofür brauchen Sie das Geld?

**SPERLING:** Die jüdische Gemeinschaft in Nordrhein-Westfalen ist in den vergangenen 16 Jahren von 5.000 auf 30.000 Mitglieder gewachsen, damit stellt sie fast ein Drittel der Juden in Deutschland. Wir brauchen eine neue Infrastruktur: Rabbiner, Lehrer, Kantoren, Kindergärten, Schulen und Altersheime.

Das Geld wird auf zwei Landesverbände und die Gemeinde Köln aufgeteilt. Wie unterscheiden sie sich in ihrer Struktur?

**SPERLING:** Der Landesverband Westfalen-Lippe betreut zehn Gemeinden mit 8.000 Mitgliedern und erhält 25 Prozent des Geldes. Der Verband Nordrhein mit der Großgemeinde Düsseldorf hat acht Gemeinden mit etwa 17.000 Mitgliedern und erhält 50 Prozent. Die Synagogen-Gemeinde Köln hat 5.000 Mitglieder und bekommt 25 Prozent der Mittel.

Welche sind die speziellen Bedürfnisse Ihres Landesverbandes?

**SPERLING:** Wir haben bisher nur in der Großgemeinde Dortmund einen Rabbiner. Aber gerade die kleineren Gemeinden mit 1.000 oder weniger Mitgliedern und die entfernter gelegenen ostwestfälischen Gemeinden Bielefeld, Herford, Minden und Paderborn brauchen Rabbiner und Kantoren. Zudem betreuen wir vier Neubauprojekte: Gelsenkirchen und Bochum bauen schon, Herford und Bielefeld sind in der Planung. Außerdem denken wir über den Bau eines Altersheims nach.

Wie unterscheiden sich Ihre Bedürfnisse von denen der anderen Verbände?

**SPERLING:** Bei uns verteilen sich 8.000 Mitglieder auf zehn Gemeinden. Das heißt, wir brauchen nicht nur ein Gemeindehaus, einen Kindergarten, einen Lehrer oder einen Rabbiner, sondern gleich mehrere. Wir hatten ursprünglich mit Henry Brandt einen Landesrabbiner, der für alle zehn Gemeinden zuständig war. Das hat sich als nicht zu bewältigende Aufgabe herausgestellt. Wir suchen jetzt weitere Rabbiner, die zwei, drei Gemeinden übernehmen.



Hanna Sperling

Foto: R. Maro/version-foto.de

Wie schätzen Sie den Finanzbedarf für die Zukunft ein?

**SPERLING:** Wir werden sicher mit Nachfolgekosten der Neubauten noch immens belastet werden. Außerdem rechnen wir nach der Modifizierung des Zuwanderungsgesetzes wieder mit mehr jüdischen Zuwanderern.

Mit der Vorsitzenden des Landesverbandes Westfalen-Lippe sprach Heide Sobotka.

4 7  
190110702201